

Zeitschrift: Bündnerisches Haushaltungs- und Familienbuch
Herausgeber: [s.n.]
Band: - (1915)

Artikel: Der Desserteur
Autor: Christoffel, C.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-550350>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DER DESSERTEUR.

Von. CHR. CHRISTOFFEL, Chur.

Es war im Spätsommer 1870, zur Zeit des deutsch-französischen Krieges.

Wir waren im Conn, einem Maiensäß mitten im großen Walde zwischen Trins und Flims, am Magerheu. Der Vater war vor wenigen Tagen von der Grenzbesetzung in der Westschweiz heimgekommen, und wir Kinder würden gar nicht müde, seinen Erzählungen von verwegenen Streifzügen deutscher Kavalleriepatrouillen zu lauschen.

Eines Abends nach dem Nachtessen hütete ich wieder wie gewöhnlich die Heimkuh am Waldrand, dort, wo der Weg vom untern Conn sich abzweigt nach dem Flimser Caumasee.

Hell und rhythmisch tönte das Glöckchen meiner „Grischa“, rhythmisch, wie nur die Glocken des mit Lust weidenden Rindviehes tönen können. Und der milde Abendwind trug diese weichen Glockentöne weiter — immer weiter durch das mächtige Gotteshaus.

Da plötzlich schlug ein „Hoho! Hoho!“ weit, weit aus dem Walde her an mein Ohr. Gleich setzte ich meine schon recht kräftige Lunge unter Volldampf, und „Hoho! Hoho!“ tönte es wieder in den Wald hinein. Wohl eine halbe Stunde gingen nun Ruf und Gegenruf hin und her, wie im alten Fintschgauerlied, aus dem fortissimo zum forte und allmählich zum mezzoforte übergehend. Schon wollte ich mich zum piano anschicken, als plötzlich am Waldsaum ein noch junger, gut gekleideter Mann erschien, der aber so fremdländisch aussah, so gar nicht wie unsere Trinser.

Am liebsten hätte ich gleich Reißaus genommen; aber — es war zu spät. Schon stand der Fremde neben mir und sprach auf mich ein in Lauten, die ich gar nicht verstand. Daß er deutsch sprach, merkte ich wohl; aber es war doch etwas ganz anders als das „Deutsch“ meiner Prätigäuer Großmutter, von der ich schon manchen Brocken aufgeschnappt hatte. Der Mann wußte sich aber zu helfen und machte mir ein Zeichen, das ich — so klein ich auch war — sofort verstand. Der arme Mensch hatte Hunger! Ebenso prompt gab ich ihm durch ein Zeichen zu verstehen, mir zu folgen. In wenigen Minuten standen wir bei der Hütte, wo Vater und Knecht um die Wette drauflos dengelten hinter ihren dampfenden Pfeifen. Von dem nun folgenden Gespräch verstand ich wieder nichts, was mir übrigens auch ziemlich gleichgültig war, da mich mein Pflichtgefühl wieder zu der ihrem Schicksal überlassenen Kuh zurückrief. Noch hörte ich, wie der Vater zur Mutter sagte, sie möchte dem armen Menschen reichlich zu essen geben: „Qué pover schani é bugnamegn mort da la fomm!“ Dieser arme Kerl ist fast Hungers gestorben! — Dann rief er mir noch nach: „Treib die Kuh nur wieder zum Stall zurück; dann kannst du mitkommen. Ich will diesen Mann ein Stück begleiten und ihm den Weg zeigen.“

Im Galopp verschwand ich hinter den nächsten Tannen und fand auch wirklich meine „Grischa“ mitten in der Wiese, wo sie sich gütlich tat. Die war über meine Absicht, sie aus der Wiese und zum Stalle treiben zu wollen, fast ebenso erstaunt, wie ich vorhin über das Erscheinen des fremden Mannes und machte auch ihrerseits mehrere Fluchtversuche. Wie doch die geheimsten Gedanken in diesem Leben ansteckend wirken! —

Der Vater und der Fremde standen zum Abmarsch bereit, als ich endlich mit meiner dickköpfigen „Grischa“ zum Stalle kam. Und so ging es denn hinaus durch den hochragenden, stillen Wald, den ich immer nur mit einer gewissen Andacht und leichtem Schauer betreten habe. Hart hielt ich mich an die Fersen der beiden voranschreitenden Männer und lauschte gespannt der immer erregter werdenden Erzählung des Fremdlings, wenn ich auch nichts verstand. Und doch: jeden Augenblick hörte ich wieder das mir bekannte Wort „Mutter“ unter heftigem Schluchzen über die Lippen des jungen Mannes kommen.

Bis zum „Crest la crusch“, wo der Weg plötzlich steil abwärts nach Pintrun hinunterführt, gaben wir ihm

das Geleite. Dort gab ihm mein Vater noch einige Erklärungen über den einzuhaltenden Weg, und der Fremde verabschiedete sich laut weinend. Auch wir betreten wieder stillschweigend den Rückweg.

Allein das immer wiederkehrende Wort „Mutter“ und das heftige Weinen des fremden Mannes beschäftigten mich unaufhörlich, und schüchtern, fast vor dem Schalle der eigenen Stimme mich fürchtend, fragte ich: „Vater, ist denn die Mutter dieses Mannes gestorben, daß er so geweint hat?“ — „Es wäre besser, sie wäre rechtzeitig gestorben, für ihn und für sie!“ — Jedenfalls waren diese Worte, die mein Vater nur leise vor sich hin gesagt hatte, nicht für mein Ohr bestimmt; aber sie hatten dasselbe dennoch erreicht und schnitten mir tief in die Seele. Nein, nein! das kann ja nicht sein, daß das Beste, das Liebste, das Treueste, das der Mensch auf dieser Welt hat, besser gestorben wäre! Das ist ja unmöglich; eine Mutter kann und darf ihrem Kinde nicht wegsterben! Und doch ist es leider nur zu oft möglich, und habe ich selbst diese für ein Kind gewiß bitterste Lebenserfahrung nur wenige Jahre später machen müssen. Arme, teure Mutter!

Nach einer Weile hub mein Vater an: „Mein liebes Kind! Das, was ich dir zu sagen habe, verstehst du jetzt wohl noch nicht, aber vielleicht später, wenn du groß bist. Der Mann, den wir begleitet haben, stammt aus Deutschland. Dort hatte er noch seine Mutter, die schwer krank war. Der Vater ist ihm schon vor Jahren gestorben. Wie nun der Krieg mit Frankreich ausbrach, wegen dem ich ja auch an die Grenze mußte, da hätte auch er sich stellen und mit seinen Kameraden gegen den Feind seines Landes ziehen sollen. Allein die arme, kranke Mutter konnte sich mit dem Gedanken gar nicht abfinden, ihr einziges Kind, ihren letzten Trost auf dieser kalten, harten, unbarmherzigen Welt hergeben zu müssen. Sein Auszug wäre ihr Tod; denn der bloße Gedanke, ihren über alles geliebten Sohn einer fortwährenden Lebensgefahr ausgesetzt zu wissen, ließ ihr keine Ruhe, weder Tag noch Nacht, und rieb sie förmlich auf. Um nun diesem Jammer der geliebten Mutter, dem er nicht mehr zusehen konnte, ein Ende zu machen und ihr das ihm so teure Leben zu retten, entschloß sich der unglückselige junge Mann zur Flucht. Er floh und entkam nach der Schweiz. — — Er ist ein Deserteur, und ein Deserteur ist, wohin er auch kommen mag, ein verachteter Mensch, weil er durch seine Handlungsweise bewiesen hat, daß er unfähig ist, die heiligste der Bürgerpflichten auf sich zu nehmen, die Verteidigung der eigenen Heimat. Er hat sich selbst aus der Gemeinschaft seiner Landsleute ausgeschlossen und wird von diesen auch kurzerhand erschossen, wenn er je in seiner Heimat sich wieder zeigen sollte. Und in der Fremde will niemand etwas mit ihm zu tun haben; niemand nimmt ihn auf; niemand traut ihm und gibt ihm Arbeit und Verdienst. Er ist nicht viel besser dran als ein toller Hund, den ein jeder ungestraft töt schlagen kann. — — So steht es nun auch mit diesem armen Menschen, der nirgends Ruhe finden kann. Letzthin hat er noch durch andere Deutsche in Luzern erfahren können, daß seine Mutter unterdessen gestorben ist. Und weißt du, was er nun tun will? Hinaus will er, nach Deutschland, um mit seinem Blute so gut es geht den Schandfleck abzuwaschen, den er aus Liebe zur Mutter dem ehrlichen Namen seiner Väter, seinem Namen angetan.“ —

So erzählte mein Vater noch eine Weile fort, und ich weinte, weinte bitterlich. Worüber? Über die arme Mutter, über den unglücklichen Sohn, über mich selbst? Wer vermöchte das zu sagen! Ich wußte es ja selbst nicht!

Seitdem sind nun 44 Jahre ins Land gegangen; aber noch nie ist mir dieses Erlebnis aus meiner frühesten Kindheit in allen seinen Einzelheiten so greifbar deutlich vor meiner Seele gestanden, wie letzthin, am Morgen des denkwürdigen 1. August, da ich ins Engadin zur Grenzbesetzung fuhr.